

Am Anfang war das Virus

Epochenbruch Die Menschheit steckte schon vor Covid-19 in der Krise, und sie wusste es. Der gegenwärtige Schock könnte heilsam sein und einen Neuanfang einleiten, der in eine bessere, nachhaltigere Welt führt. *Von Ullrich Fichtner*

I. Die Welt, wie wir sie noch im Februar für »normal« gehalten haben, geht unter in einem Krach, wie es in der Geschichte noch keinen gegeben hat. Für die Hälfte der Menschheit gelten dieser Tage mehr oder minder strenge Ausgangssperren. Alle Kontinente sind betroffen, arme wie reiche Regionen, Metropolen wie entlegene Provinzen. Große Teile der Weltwirtschaft stehen still. 180 Länder der Erde, die noch vor wenigen Wochen mit steigendem Wachstum und Wohlstand rechneten, stürzen in tiefe Rezession.

Der Kollaps des Tourismus, die Ausdünnung des globalen Transportwesens, die Unterdrückung städtischen Lebens trifft vielerorts das gesamte Spektrum menschlicher Aktivität, den Einzelhandel, das produzierende Gewerbe, die Dienstleister, den Sport-, Kunst- und Kulturbetrieb, die Freizeitindustrie.

Die Welthandelsorganisation WTO schätzt, dass der globale Warenaustausch in diesem Jahr zwischen 13 und 32 Prozent schrumpft. Das sind Zahlen, so unerhört, dass einem der Atem stockt. Firmen- und Staatsbankrotte werden die Folge sein. Revolten. Womöglich Revolutionen.

Dass der amerikanische Arbeitsmarkt von heute auf morgen von historisch positiven in historisch negative Rekordzahlen umschlägt, ist in der Geschichte ohne Vergleich. Fast 22 Millionen Amerikaner haben im Verlauf der vergangenen vier Wochen ihre Jobs verloren, Ökonomen halten eine Arbeitslosenquote von 32 Prozent in den USA im Sommer für nicht ausgeschlossen.

Der Historiker Adam Tooze von der Columbia-Universität geht davon aus, dass die US-Wirtschaft bei fortgesetztem Niedergang um ein Viertel schrumpfen könnte, wie nach dem Krach von 1929 – mit dem Unterschied, dass sich die Kontraktion damals über vier Jahre hinzog, während sich die heutige Implosion innerhalb von Monaten abspielen könnte. »Eine solche Bruchlandung«, schreibt Tooze im Magazin »Foreign Policy«, »hat es nie zuvor gegeben.« Und dieser Befund gilt für die ganze Welt.

Reiche Länder werfen nun mit Billionen um sich, um erste, unmittelbare Folgen der Krise zu dämpfen, um die Masse der unverschuldet Arbeitslosen abzusichern und Unternehmen am Leben zu erhalten. Das ist gewiss vernünftig, nur wird sich aus den strukturellen Brüchen, die sich gerade auftun, niemand herauskaufen können. Viele, sehr viele Läden und Lokale, die nun geschlossen sind, werden nicht wieder öffnen. Viele Fabriken überall auf der Welt, in denen die Produktion gestern noch auf Hochtouren lief, haben für immer zugemacht.

Die Debatte, wann Beschränkungen zu lockern und die Produktion wieder hochzufahren sei, wird sich schnell als unterkomplex erweisen. Es ist offenkundig eine Sache, ganze Branchen per Dekret von jetzt auf gleich anzuhalten; eine ganz andere ist es, sie nach Wochen und vielleicht Monaten einer Zwangspause neu zu starten. Es gibt dafür keinen Schalter. Es gibt dafür keinen erprobten Plan. Im kleinteiligen Puzzle moderner Fabrikation wird nun fürs Erste häufig ein Stück zur Herstellung des Endprodukts fehlen. Es wird Zeit brauchen, Lücken zu schließen, es wird nötig sein, Produktionsweisen grundsätzlich zu überdenken. In der globalisierten Wirtschaft mit ihren berühmten langen Lieferketten kann nicht ein Land allein neu durchstarten, noch nicht einmal, wenn es Deutschland heißt.

Unsicherheit zieht ein in die bislang so streng durchgetakteten Businesspläne des total globalen Kapitalismus. Der »schwarze Schwan«, der als Metapher für ein extrem unwahrscheinliches Ereignis während der Finanzkrise von 2008 Karriere machte, wird durch die Coronakrise zum neuen Wappentier der Weltwirtschaft. »Radikale Unsicherheit«, bis vor Kurzem lediglich eine in Gesprächen geäußerte Sorge, meint Columbia-Forscher Tooze, sei von nun an die neue, »stets präsente Wirklichkeit«.

Man könnte auf die Idee kommen, dass es besser wäre, ganz neu anzufangen, statt den Versuch zu machen, das zerbrochene Alte noch einmal zu reparieren.

II. Nichts ist mehr, wie es war, alle sagen und schreiben es jetzt. Joschka Fischer hat in der »FAZ« »die erste Menschheitskrise des 21. Jahrhunderts« ausgerufen. Der für den Binnenmarkt zuständige EU-Kommissar Thierry Breton geht davon aus, dass die so eng vernetzten Kontinente nun wieder unabhängiger werden. Die Chefin des Internationalen Währungsfonds, Kristalina Georgiewa, spricht von »der dunkelsten Stunde der Menschheit«. Papst Franziskus sieht die Zeit für eine Umkehr gekommen, weg von der Heuchelei. Und auch der CEO des Investmentgiganten Blackrock, Larry Fink, stimmt seine Kunden in einem Brief auf eine neue Welt auf wackligem Boden ein.

Alles, was Rang und Namen, Macht und Kapital hat, konstatiert jetzt radikale Veränderung, den Beginn einer neuen Welt. Aber was ist damit eigentlich gemeint? Und ist es überhaupt ernst gemeint? Ist es möglich, dass der Tod, der große Gleichmacher, die Menschheit irgendwie bessert? Ist es möglich, dass das Virus ein globales Innehalten bewirkt, eine gedehnte Schrecksekunde, in der nicht nur die Gefahr, sondern auch das Rettende wächst? In der sich Unwesentliches vom Wesentlichen trennt? Nach der die wichtigen Aufgaben wirklich angegangen werden?

Das Virus wäre dann ein universaler, heilsamer Schock, ein weltumspannender Moment des Memento mori, das heißt: Bedenke, dass du sterben wirst. Kann es davon eine Corona-Version geben? Eine Neuauflage für das 21. Jahrhundert? Sind wir bereit für die Einsicht, dass wir unser Leben ändern müssen? Dass die bisherige Form unseres Wirtschaftens zu viele Fehler hatte? Dass der Wahnsinn des modernen Massenkonsums und Ressourcenverbrauchs so nicht weitergehen kann?

Die Anfänge sind nicht ermutigend. Das Hickhack der europäischen Finanzminister, die sich erst nach langen Brüsseler Nächten vor Bildschirmen auf komplex gestückelte Hilfen verständigten, wirkte nicht wie der Beginn einer neuen Zeit. Die von Niederländern forcierte und von Deutschen nicht verhinderte Zumutung, den von Covid-19 schwer betroffenen Ländern, allen voran Italien, Bedingungen für Nothilfen aufzwingen zu wollen, war ein Musterbeispiel alter Unzulänglichkeit.

Auch sonst sind die ersten Eindrücke vom Umgang mit der angeblich so weltverändernden Krise ernüchternd. Die hässlichen internationalen Rivalitäten um Schutzmasken und Gerät, die nationalen Alleingänge bei Grenzschließungen und Hilfsprogrammen entstammten keiner neuen Epoche, jedenfalls keiner



ROBIN UTRECHT / ECHOES WIRE / BARCROFT MEDIA VIA GETTY IMAGES

Fußgängerin auf Pariser Boulevard im April: Bedenke, dass du sterben wirst

guten. Und dass in London einzelne Hedgefonds aus dem Corona-Börsencrash Milliardenprofite schlugen, erinnert an die übelsten Auswüchse des Kasinokapitalismus.

Der Nationalstaat ist, ausgerechnet in Europa, in seiner ganzen dunklen Pracht wieder da, und er leistet sich gleich wieder nationalistische Fehlleistungen. In Angela Merkels historischer Fernsehansprache fehlte jeder Hinweis auf die EU, jeder Gedanke an Nachbarn oder internationale Zusammenarbeit, das Wort »Europa« fiel überhaupt nicht. Die Kanzlerin war mit dem deutschen Volk allein zu Haus, und Ähnliches stimmt für den ganzen Kontinent. Die Franzosen regeln ihre Krise, die Spanier die ihre, die Österreicher, die Schweden, die Briten und die Ungarn sowie so. Von gemeinsamem Handeln: keine Spur. Gemeinsame Ziele: eher wenige. Man hält, in Europa, den Ausblick vom eigenen Kirchturm gerade wieder für ein weltweites Panorama.

Covid-19 ist in eine Welt hineingefahren, die in vielen Krisen gleichzeitig steckt.

Der Rat internationaler Gesundheitsexperten, die Bitte der WHO, Ländergrenzen nicht zu schließen, wurde geradezu lustvoll übergangen. Nun sind Grenzen zu, als könnten Zöllner und Grenzschützer nicht nur Migranten, sondern auch Mikroben aufhalten. Aber die wesentlichen Fragen bleiben offen: Wie viel Leid wäre zu verhindern gewesen, hätten sich ostfranzösische und westdeutsche Regionen nicht als Ränder ihrer jeweiligen Nationalstaaten verstanden? Wenn sie sich stattdessen als ein und dasselbe Krisengebiet empfunden hätten, das sie de facto waren? Ein Landstrich, konfrontiert mit demselben Problem? Mit ähnlichen Engpässen?

Dass im Elsass anfangs schwer kranke Patienten in weit entfernte – französische – Krankenhäuser transportiert werden mussten, obwohl freie – deutsche – Intensivbetten ganz in der Nähe lagen, gehört zu den schlechten Gewohnheiten einer alten Welt, deren Untergang wirklich kein Schaden wäre. Dass von Deutschland, Europas mächtigstem Land, auch diesmal keine Impulse für die Union ausgingen, ist beschämend. Dass die Brüsseler EU-Zentrale keine Macht hat und nach Meinung der Mitgliedstaaten auch keine haben soll, wurde erneut offensichtlich. Das alte, nationale Denken sitzt sehr tief.

Es zeigt sich an Kleinigkeiten, daran zum Beispiel, dass die Ausbreitung der Krankheit immerfort auf politische Landkarten übertragen wird, als wäre sie ein nationales Problem. Und die zugehörigen Farbschattierungen scheinen anzuzeigen, wie sich die Nationen jeweils im Kampf gegen die Krankheit schlagen. Kurvendiagramme weisen Musterschüler aus (Südkorea) und Sorgenkinder (USA). Die jeweiligen Bestände an Schutzmasken werden gezählt, die nationalen Maschinenparks der Intensivmedizin mehr oder minder stolz verglichen. Es ist eine zynische Bemerkung, aber die täglichen Tabellen der Infizierten- und Totenzahlen können einem vorkommen wie der Medaillenspiegel eines makabren Olympias. Mut macht das alles nicht.

Wenn das Coronavirus einen Wendepunkt der Menschheitsgeschichte markiert, dann ist er offenkundig noch nicht erreicht. Dann muss die Post-Corona-Zeit erst noch beginnen. Der allgemeine Eindruck derzeit ist nicht, dass die Planung einer neuen, besseren Zukunft begonnen hätte. Im Augenblick sieht es eher danach aus, dass alle Kräfte darauf gerichtet sind, das Leben wiederherzustellen, das bis Januar oder Februar als das normale galt.

Die Programme der Regierungen, das deutsche allein ist mit 750 Milliarden Euro ausgestattet, zielen auf eine rasche Rückkehr in die Prä-Corona-Zeit und ihre anschließende Fortschreibung. Als wäre nichts gewesen. Es wird die Hoffnung genährt, die Covid-19-Schäden seien reparierbar, und danach könne endlich wieder alles weitergehen wie gehabt. Es ist unwahrscheinlich, dass das gelingen kann. Aber wenn es gelänge, dann hätte die Welt auch von diesem Desaster nichts gelernt.

Finanzminister und Notenbanken bewegen gerade Geld in nie gekanntem Umfang, Millionen, Milliarden, Billionen. Um sich vorstellen zu können, worum es geht, hilft ein Vergleich mit dem berühmten Marshallplan, mit dem Amerika nach dem Zweiten Weltkrieg einer ganzen Reihe europäischer Länder Wiederaufbauhilfe leistete. Er hatte ein Volumen von etwa 13 Milliarden Dollar, in heutigen Werten entspräche das ungefähr einer Summe von 130 Milliarden Euro.

Die Bundesregierung setzt mit ihren 750 Milliarden allein für Deutschland jetzt sechsmal so viel Geld ein. Darf man an solche finanziellen Quantitäten auch qualitative Hoffnungen knüpfen? Muss man es nicht sogar? Soll der Staat jetzt bei vielen Firmen nur als stiller Teilhaber einsteigen – oder sollte er sich nicht auch hier und da mit lauter Stimme einmischen?

Worum es geht, hat Helen Mountford vom renommierten US-Thinktank World Resources Institute formuliert. Die Regierungen



Klimaproteste in San Francisco im September 2019: Radikale Unsicherheit

und Unternehmen, die nun darüber nachdenken, wie die Krise zu bewältigen sei, hätten nur zwei Optionen, schreibt Mountford in ihrem Blog. Entweder sie verlängerten nun für mehrere Jahrzehnte das alte Modell »der ineffizienten, verschmutzenden, nicht nachhaltigen, kohleintensiven Entwicklung« oder sie ergriffen die Chance zum schnellen Umstieg.

Solche Hoffnungen hegen Umweltaktivisten. Es gibt aber noch zahllose andere Großbaustellen. Denn die Welt, in die das Coronavirus kam, war nicht »normal«, sie war nicht in einer guten Ordnung, wie es uns ein paar Wochen später scheinen mag. Tatsächlich ist Covid-19 in eine Welt hineingefahren, die längst in der Krise steckte, in vielen Krisen gleichzeitig. Schon vergessen?

Die rechtsstaatlich verfassten Demokratien sahen sich vor Corona von äußeren und inneren Feinden attackiert, von internationalen Populisten wie von nationalen Extremisten.

Die multilaterale Nachkriegsordnung mit ihren vielen Welt-Organisationen war nur noch ein Schatten, teils mutwillig zerstört vom Mann im Weißen Haus, teils zerfallen durch das Desinteresse der großen Staaten.

Die internationale Staatengemeinschaft sah sich außerstande, Kriege und Krisen beizulegen, die in Syrien, Afghanistan, im Jemen, in Mali, Venezuela weiter lodern.

Flucht, Vertreibung und Wanderung sorgten auf allen Kontinenten, und zumal zwischen Afrika und Europa, für immer neue menschliche Tragödien.

Das kapitalistische Wirtschaften und Konsumieren wirkte wie in eine Dekadenphase geraten.

Das Internet und seine Plattformen entfalteten eine zersetzende Kraft, die weit in die Politik, in die Gesellschaft und bis in die Familien hinein wirkte.

Es gibt, so gesehen, viele Gründe, sich nicht in die Zeit vor der Covid-19-Pandemie zurückzuwünschen. Das Virus kam in

eine Welt, in der ein großes Unbehagen über den Gang der Dinge längst zu Hause war. Es wäre gut, das jetzt nicht zu verdrängen. Es wäre richtig, wenn der Einschnitt so tief ausfiele, dass ein »Weiter so!« im Schlechten unmöglich würde. Dass sich wirklich neue Perspektiven eröffneten. Die Chance auf eine andere Zukunft. Auf ein Nicht-mehr-weiter-so.

III.

Es haben sich in der Geschichte immer wieder Katastrophen ereignet, die die Zeitgenossen als Wendepunkte oder wenigstens Weckrufe empfunden haben. Das Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755 hat Epoche gemacht und darf als einer der Auslöser der Aufklärung in Europa gelten. Der Ausbruch des Vulkans Krakatau in Indonesien 1883 war – dank telegraphischer Übermittlung – eine der ersten apokalyptischen Weltnachrichten. Die Fragen der Zeitgenossen zielten damals noch nicht auf die Verantwortung des Menschen hinter allem, sondern darauf, wie ein allmächtiger Gott so viel Leid zulassen konnte.

Das Coronavirus könnte ähnliche Wucht entfalten. So wie im 18. Jahrhundert die Vorstellung dieses allmächtigen Gottes zu zerbröseln begann, so lässt sich am Beginn des 21. Jahrhunderts die Frage nach dem Menschen und seinem Wirken endgültig nicht mehr verdrängen. Es ist, als machte der Corona-Schock die multiplen Krisen begreiflich, in die sich die Menschheit mehr oder minder bewusstlos selbst hineinmanövriert hat.

Der WWF erinnert aus gegebenem Anlass an Themen, die das Virus und die Krankheit betreffen. Dazu zählen die fortschreitende Entwaldung, das Vordringen des Menschen in die Lebensräume wilder Tiere, der Verkauf und Konsum von exotischen Arten, Praktiken, die endlich ein Ende haben müssten, erklärt der WWF. Nur dann ließen sich gefährliche Virenüber-



TAKA JAWASHI / AFP

Flüchtlinge vor der libyschen Küste im Juni 2017: Prüfung für die Menschlichkeit

tragungen von Tieren auf Menschen, die gefürchteten »Zoonosen«, und künftige Pandemien verhindern. Die Hygiene auf Wochen- und Straßenmärkten vor allem in Asien muss den Behörden dort schon aus Eigeninteresse ein vorrangiges Anliegen werden. Es muss auch die Frage erlaubt sein, ohne kulturelle Lektionen erteilen zu wollen, ob der hochriskante Verzehr bestimmter Wildtiere zwingend zu einer Kultur gehören muss. Auch die traditionelle chinesische Medizin, die Tiere zu Pasten, Pulver und Tinkturen verarbeitet, braucht eine selbstkritische Auseinandersetzung mit ihrem Tun.

Aber dies ist kein Schwarzer-Peter-Spiel, die Suche nach Schuldigen ist Zeitverschwendung, und nur die Frage nach eigener Verantwortung bringt weiter. Wenn sich etwa Studien bestätigen sollten, die zeigen, dass größere Luftverschmutzung deutlich höhere Sterberaten durch Covid-19 verursacht, dann bekommen Städte und Industrieregionen auf der ganzen Welt gerade viele neue Hausaufgaben. Es gehen jetzt viele große Fragen um. Aber sie zielen nicht mehr auf Gott. Sie lauten jetzt: Wieso zerstört der Mensch, wieso zerstören wir sehenden Auges unsere Lebensgrundlagen? Wieso sind wir – im Weltmaßstab – seit Jahren so unfähig, das Falsche zu lassen und das Richtige zu tun?

Solche Fragen können – in einem Schock, wie ihn das Virus darstellt – neue Dringlichkeit bekommen. Bereits laufende Veränderungen erfahren eine Beschleunigung. Und diffuses Wissen wird plötzlich zu einem Bild, das jedes Kind versteht. Die Grafiken und Bilder über den deutlichen Rückgang der Luftverschmutzung dank Corona-Lockdown etwa gehören dazu. Sie werden nicht so schnell wieder verschwinden und künftig zum Bestand der Gedanken gehören, die nicht mehr zurückgenommen werden können. Diese bunten Karten und Fotos sagen viel. Zuerst, dass eben doch nicht alles vergebens ist. Dass Handeln zum Ziel führen kann. Dann, dass die Politik sich in Ausreden

flüchtet, wenn sie – zumal in Umweltfragen – behauptet, nicht so handeln zu können, wie sie müsste.

Die Bilder des globalen Lockdowns, die menschenleeren Metropolen, die stillen Boulevards, sie werden die Politik verfolgen: Wie will eine Kanzlerin, wie wollen Präsidenten und Premierministerinnen, die ganze Völker unter Hausarrest stellen können, den Bürgerinnen und Bürgern künftig erklären, dass sie ein schnelles Verbot von Plastiktüten leider, leider nicht hinkommen? Dass es unmöglich sei, schärfere Grenzwerte für dieses oder jenes Gift durchzusetzen? Wer soll künftig noch daran glauben, dass es keine einfache Handhabe gäbe gegen industrielle Tierquälerei, gegen Pestizide, gegen Lärm, schlechte Luft, schlechtes Essen? Wer wird Politiker wiederwählen, die jetzt beim Klimaschutz nicht liefern?

IV.

Covid-19 wird die Welt verändern, weil sie bereits vor dem Auftauchen der Krankheit mitten im Prozess einer tief greifenden Veränderung steckte. Bester Beleg dafür ist ein Buch mit dem Titel »Das Ende der Illusionen«, in dem es um nichts anderes als um einen nahen Epochenbruch geht. Das Buch ist im vergangenen Oktober, zwei Monate vor dem Auftauchen des neuen Coronavirus, erschienen, und sein Autor, der deutsche Soziologe Andreas Reckwitz, beschreibt darin, wie gesellschaftliche Umbrüche ablaufen, wie sich kollektives Denken verändert, wie sich ein jahrzehntelang gültiges und nützliches »Paradigma« am Ende doch auflöst und durch ein neues ersetzt wird.

In einem solchen Moment der Geschichte waren unsere westlich-kapitalistischen Gesellschaften laut Reckwitz im Herbst vergangenen Jahres angelangt. Sein Buch zeigt, dass die Globalisierung spätestens seit 2010, nach dem Finanzkrach, in eine »Über-

dynamisierungskrise« geraten war, deren unangenehme Folgeerscheinungen immer zahlreicher wurden. Und nun, 2019/20, geht diese »Spätmoderne« zu Ende, das wäre auch ohne Covid-19 so gekommen, nur langsamer. Das Virus wirkt wie der Beschleuniger eines großen kulturellen Wandels.

Was zu Ende geht, haben wir Zeitgenossen in den vergangenen Jahren diffus immer wieder gespürt. Die radikale Globalisierung, der »neoliberale Wettbewerbsstaat«, wie Reckwitz sagt, verloren die Attraktivität, die sie in den 1990er Jahren noch verströmten. Die wachsenden sozialen Ungleichheiten, die skandalöse Kluft zwischen armen Arbeitenden und steinreichen Besitzenden wurden zur Quelle für ein nagendes Unwohlsein in einer nicht nachhaltigen Umwelt. Die Argumente, auch die Wut sozialer Bewegungen wie »Occupy Wall Street«, dem »Weltsozialforum« oder zuletzt den Gelbwesten und »Fridays for Future« sickerten – trotz aller Skepsis gegen die Aktivisten – in den Gefühlshaushalt des Mainstreams ein.

Es geht aber nun nicht nur darum, im üblichen Rechts-links-Schema auf die böse »rechte« Globalisierung in Form des Neoliberalismus einzudreschen, das zeigt Reckwitz auf meisterhafte Weise. Die ablaufende Epoche, versteht man, habe sich nicht allein in ökonomischer Radikalität erschöpft. Sie habe auch große Zugewinne an individueller Freiheit gebracht, holte Minderheiten aus Stigmatisierung, verschaffte randständigen Kulturen Rechte auf Anerkennung.

Das Paradigma, das sich gerade überlebt, befreie mithin nicht allein die Wirtschaft, sondern auch die Gesellschaft. Es wurden nicht nur Arbeitsrecht und Kündigungsschutz dereguliert, sondern auch die Bindung an einengende Traditionen, die Schranken geschlechtlicher Prägung. Eine neue Mittelklasse konnte entstehen, die die Gestaltung der eigenen Biografie, von Beruf, Freizeit und Familienleben zu einer erfüllenden Herausforderung machte. Dass es dabei nicht um die Schonung von Ressourcen ging, mag man an der weltweit wachsenden SUV-Flotte ablesen oder an den Dumpingpreisen der Billigfluggesellschaften. Airbnb und Uber wurden zu Symbolmarken einer Welt, in der sozioökonomische und soziokulturelle Gewinner Hand in Hand gingen. Die politisch Rechten feierten ihre – ökonomische – Befreiung, die Linken profitierten von der neuen – kulturellen – Freiheit.

Gemeinsam brachten die Kapitalisten und die Hedonisten aber letztlich eine zu große Zahl an Verlierern hervor, und deshalb geriet das herrschende Paradigma am Ende in die Krise. Wenn die These vom Ende der Epoche stimmt, und es

sieht alles danach aus, dann durchlief unsere Lebenswelt der Prä-Corona-Zeit schon seit Längerem eine Dekadenzphase. Der Neoliberalismus war außerstande, die sozialen Ungleichheiten zu dämpfen, die er selbst schuf, und war spürbar dabei, sein eigenes Grab zu schaufeln: eine Gesellschaft, in der sich unfähige Bankiers Millionen-Boni auszahlen dürfen, während Hunderttausenden Rentnern die kalte Altersarmut droht, wird zwangsläufig instabil.

Aber auch die linke, progressive Strömung des »dynamisierenden Liberalismus« hat ihre Verlierer produziert, schreibt Reckwitz. Als eine eigene Klasse städtischer, in der Regel gut gebildeter Eliten sorgte sie für einen kulturellen Ausschluss, eine subtile Abwertung derer, die sich durch die multikulturelle und durchökologisierte Gesellschaft nicht bereichert, sondern bedroht fühlten. Inmitten des allgemeinen Kosmopolitismus ging

Es geht zurück zu Zügelung, Zählung und dem Wunsch nach Ordnung.

eine alte Mittelklasse verloren, »die zwischen Staterhalt, Statusverlust und kulturellen Entwertungserfahrungen schwankt«. Dass ihre Angehörigen besonders anfällig sind für die polemischen Angebote rechter Populisten, kann man sich leicht vorstellen. Dass ihre Abstiegsängste von der herrschenden Kultur der umfassenden Globalisierung unterschätzt wurde, war ein wesentliches Element der Krise, die kurz vor Auftauchen des Coronavirus reif wurde.

Es braucht ein neues politisches Paradigma, eine neue »Tiefenstruktur des politischen Denkens und Handelns«, das besser zu den jetzigen Herausforderungen passt als das alte. Die gesellschaftlichen Werte und die »Utopien des Wünschenswerten« haben sich erst unmerklich, dann spürbar geändert. Und nun geht es wieder weg von Öffnung und Liberalisierung und Selbstverwirklichung. Und es geht ein Stück zurück zu Beschränkungen, zu einem mehr einhegenden Staat, zurück zu Versicherung, Zügelung, Zählung, und dem Wunsch nach Ordnung. Der »einbettende« Liberalismus sei die Zukunft, schrieb Andreas Reckwitz vor nunmehr sechs Monaten, das kommt einem gerade vor wie eine weit entlegene Vergangenheit. Es war aber

damals schon dieselbe Welt, und sie steckte auch schon in tief greifenden Prozessen der Veränderung. Das Virus hat sie sichtbar gemacht und dadurch beschleunigt. Einfacher wird dadurch nichts.

Solange die Krise läuft, und niemand kann ihr Ende vorher sagen, konkurrieren diverse Untergangsszenarien miteinander, die wir seit Langem kennen. Im rechten politischen Spektrum wird der Untergang des Abendlandes beschworen, und die linke Kapitalismuskritik sammelt Argumente für den Zusammenbruch des Kapitalismus. Greta Thunberg wird, in ihrer Nische, nicht aufhören, den Weltuntergang an die Wand zu malen.

Aber auch die Mainstream-Kultur pflegt ihre Untergangsfantasien und sehnt sich nach Erlösung. Die unbedarfte Internet-euphorie war schon vor Corona vorbei, das weltweite Netz wirkte längst wie zerfressen von der Angst vor Cyberkriminalität und ständiger Ausspähung durch Großkonzerne und Staaten. Politische Kampagnen, Filterblasen und der Geist des Dauermobbings, der die sozialen Netzwerke durchzog, beschädigten das einstige digitale Heilsversprechen, dass dank Internet Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erblühen würden. Die Fake-News-Schwemme der Corona-Zeit hat den Zweifel am Segen des World Wide Web weiter verstärkt. Auch hier wird schärfere Regulierung erfolgen, mehr Kontrolle, nicht weniger.

Die Sorge um die Gesundheit wird zu einem dominanten Element der Gegenwart.

Noch einmal: Die modernen, westlich-kapitalistischen Gesellschaften waren, als Corona kam, bereits in einer tiefen Krise. Und sie wussten es. »Was als willkommene emanzipatorische Ermächtigung der mündigen Bürger begonnen hat«, formuliert Reckwitz, »droht sich in der Kultur der Spätmoderne schlussendlich in einen Egoismus der Einzelnen gegen die Institutionen zu verkehren.« Das war der Stand im Oktober. Im April 2020 wirkt dieser Satz bereits wie von vorgestern. Der Staat hat den Egoismus der Einzelnen mit ein paar Federstrichen kassiert. Und kaum einer hat sich gewehrt. Weil sich in der Welt gerade etwas grundlegend verändert.

lität und ständiger Ausspähung durch Großkonzerne und Staaten. Politische Kampagnen, Filterblasen und der Geist des Dauermobbings, der die sozialen Netzwerke durchzog, beschädigten das einstige digitale Heilsversprechen, dass dank Internet Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erblühen würden. Die Fake-News-Schwemme der Corona-Zeit hat den Zweifel am Segen des World Wide Web weiter verstärkt. Auch hier wird schärfere Regulierung erfolgen, mehr Kontrolle, nicht weniger.

Noch einmal: Die modernen, westlich-kapitalistischen Gesellschaften waren, als Corona kam, bereits in einer tiefen Krise. Und sie wussten es. »Was als willkommene emanzipatorische Ermächtigung der mündigen Bürger begonnen hat«, formuliert Reckwitz, »droht sich in der Kultur der Spätmoderne schlussendlich in einen Egoismus der Einzelnen gegen die Institutionen zu verkehren.« Das war der Stand im Oktober. Im April 2020 wirkt dieser Satz bereits wie von vorgestern. Der Staat hat den Egoismus der Einzelnen mit ein paar Federstrichen kassiert. Und kaum einer hat sich gewehrt. Weil sich in der Welt gerade etwas grundlegend verändert.

V Thesen über die Zeit sind immer auch Glückssache. Die Behauptung großer Veränderung ist trotz aller Argumente ein Spiel. In seiner monumentalen »Kulturgeschichte der Neuzeit« hat der ebenso geniale wie amüsante Österreicher Egon Friedell die Beobachtung festgehalten, dass der Mensch zu allen Zeiten sowieso unfähig war, die eigene Gegenwart zu verstehen. »Der Zeitgenosse«, schrieb Friedell im frühen 20. Jahrhundert, »sieht ein historisches Ereignis nie im Ganzen, immer nur in Stücken; er empfängt den Roman in lauter willkürlich abgeteilten Lieferungen.«

So ist es. Unbegreiflich flimmern die Erscheinungen in diesen Zeiten einer dramatischen Pandemie. Die Eindrücke schwanken zwischen Weltkrise und gehortetem Klopapier, zwischen Weinenden in Ecuador und singenden Italienern auf Balkonen. Wovon handelt der Roman dieser Zeit? Wann hat die Geschichte begonnen? Wie viele Kapitel sind schon erzählt? Was sind die Stücke, die irgendwann zum Ganzen gehören werden?

Der französische Ökonom Jacques Attali hat schon im Jahr 1998 ein Wörterbuch des 21. Jahrhunderts geschrieben, »Dictionnaire du XXIe siècle«. Von A wie Aktivität bis Z wie Zen machte sich Attali, in Frankreich bekannt als Ideengeber diverser Präsidenten, quer durch den Garten so seine Gedanken und pflegte dabei seinen Ruf als Futurologe.

In vielem lag Attali völlig richtig. Als ein wesentliches Muster der zukünftigen Welt erkannte er den »Nomadismus«, die grenzenlose Beweglichkeit von Menschen und Waren, Informationen, Institutionen und Fabriken, das war damals noch gar nicht so selbstverständlich. Eine neue, prekäre Zivilisation ziehe herauf, meinte Attali, die mit neuen Gefahren konfrontiert sei, und er widmete auch dem Stichwort »Epidemie« einen Eintrag.

Die Globalisierung könne die Wiederkehr der großen Epidemien befördern, heißt es da. Virale Krankheiten könnten sich als ähnlich gefährlich erweisen wie die Spanische Grippe im Winter 1918/19. Im neuen Jahrtausend würden Seuchen auch durch die Zerstörung der Lebensräume bestimmter Tierarten ausgelöst. »Im Süden ist mit Massensterben zu rechnen«, formulierte Attali, und: Man werde gegen neue Krankheiten weltweite Maßnahmen der Eingrenzung ergreifen, die die gesamte Kultur des Nomadentums, aber auch die Demokratie infrage stellen würden.

An dieser Schwelle stehen wir jetzt. Noch gilt die größte Sorge den Kranken und Sterbenden, noch haben Furcht und Trauer die stark betroffenen Gegenden fest im Griff. Tausende Menschen sind tot, Zehntausende erkranken weiterhin, und niemand vermag



JONATHAN ERNST / REUTERS

Lehman-Chef Richard Fuld im Oktober 2008
Wovon handelt der Roman dieser Zeit?

mit Sicherheit zu sagen, wie die Seuche weiter verlaufen und wann ein Gegenmittel gefunden sein wird. Zweite und sogar dritte Wellen sind möglich. Neue Ausgangsbeschränkungen. Die Meldungen aus Südkorea, dass bereits genesene Menschen neuerlich an Covid-19 erkranken können, geben Anlass zu größter Sorge.

Nüchtern betrachtet, markiert diese Pandemie sehr wahrscheinlich den historischen Moment, in dem die ständige Sorge um die Gesundheit zu einem neuen, dominanten Element der Gegenwart wird. Der Wunsch nach einer Rückkehr in die Sorglosigkeit der Prä-Corona-Zeit wird ein Traum bleiben. Von nun an gilt: Nach der Pandemie ist vor der Pandemie. So wie die Menschheit früher mit der Angst vor dem Atomkrieg lebte, sagte Bill Gates in einem Vortrag vor fünf Jahren, so wird sie von nun an mit der Angst vor tödlichen Viren leben müssen.

Sie wird die Gefahr künftig jedenfalls ernster nehmen, als sie es bis vor Kurzem tat. Das allein wird viele konkrete Folgen haben: Warenströme werden nicht mehr so reibungslos über den Erdball

fließen, weil Lieferketten anders geknüpft werden und die Industrieproduktion anders organisiert wird. Neue Normen im Regime der Lebensmittelsicherheit werden den »Vorsorgestaat« zementieren, den Joschka Fischer heraufziehen sieht. Die landwirtschaftliche Produktion, die Fleischerzeugung, der Umgang mit Frischware jeder Art wird weiter entliberalisiert und reguliert werden. Die Bevorzugung des Lokalen vor dem Internationalen, des Heimischen vor dem Exotischen wird sich verstärken.

Die EU und was von ihr übrig bleibt, wird sich aufstellen als ein »Europa, das schützt«. Die Behörden der Vereinten Nationen werden sich neue Rollen suchen und daran erinnern, dass der Fahrplan in eine bessere, gerechtere, gesündere, sicherere Welt in Form der »Millennium Goals« bereits geschrieben ist. International agierende Unternehmen werden sich anders aufstellen und organisieren. Der Wanderzirkus der Konferenzen und Meetings wird sehr viel kleiner werden, das Reden und Verhandeln via Bildschirm wird zunehmen.

Die Internetkonzerne werden in neue Geschäftsfelder wachsen und vor allem in unserem Arbeitsleben noch wichtigere Rollen spielen als bislang schon. Unternehmer werden sich gut überlegen, ob sie Fabriken umsiedeln, und wenn sie es tun, werden sie lieber fünf Produktionsstätten in drei Ländern unterhalten als nur eine riesige in China. Das wird Kosten treiben und Effizienz senken, aber es wird das Risiko minimieren und die Produktion nachhaltiger machen; und nachhaltig ist gut. Nachhaltigkeit wird das Schlüsselwort der Epoche sein, die mit Corona beginnt.

Es wird sehr breit verstanden werden, und es wird angewandt werden auf alle menschliche Aktivität, auch im Privaten. Die USA werden, wenn sie ihren maßlos verschwenderischen Lebensstil nicht korrigieren, von der Weltgemeinschaft bald als Schurkenstaat behandelt. Europa und China werden sich, als Partner in Fragen des Umweltschutzes, annähern.

Es wird spannend sein, an dieser neuen Welt mitzutun. Es wird wohltuend sein, falsche Entwicklungen, die sich immer weiterschleppten, fürs Erste zu stoppen. Es wird faszinierend sein zu bezeugen, wie sich ein neues Paradigma entfaltet, wie alte Ideen ableben und neue an Gestaltungskraft gewinnen. Es wird guttun, die Prä-Corona-Zeit zu überwinden. Es war ein Ende erreicht. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat es in seiner Osteransprache so formuliert: »Vielleicht haben wir zu lange geglaubt, dass wir unverwundbar sind, dass es immer nur schneller, höher, weiter geht. Das war ein Irrtum.« Die Korrektur kann nun beginnen. ■